

Ein «Jahr der Barmherzigkeit»



Prälät Dr. Martin Grichting
Generalvikar des Bistums Chur

Am 8. Dezember 2015 beginnt das von Papst Franziskus auserufene «Jahr der Barmherzigkeit». Wir sind eingeladen, durch die Pforte der Barmherzigkeit zu schreiten. Dies soll uns helfen, von neuem so zu werden, wie wir es in unserer Taufe schon einmal geworden sind.

Damit dieses «Jahr der Barmherzigkeit» Frucht bringt, muss man aber verstehen und bejahren, was Göttliche Barmherzigkeit bedeutet. Und das heisst in unserer Zeit vor allem, Irrtümer über Gottes barmherziges Wesen zu überwinden. Denn heute wird Gottes Barmherzigkeit von vielen so verstanden, dass er übersieht, was in unserem Herzen krank ist, und dass er dem Menschen sagt: «Ich nehme dich an, wie du bist. Mach einfach weiter so».

Wenn es dabei bleibt, wird das «Jahr der Barmherzigkeit» wohl leider kaum viele Früchte bringen. Denn Barmherzigkeit erlangen zu wollen, hat immer zur Voraussetzung, sich in Frage zu stellen und begangene Sünden sowie Irrwege anzuerkennen. Besonders einprägsam hat darauf der Bischof von Sitten, Msgr. Jean-Marie Lovey, in der «Neuen Zürcher Zeitung» (3. Juni 2015) hingewiesen, wenn er sagt:

«Wenn ich von einer Person oder einer Institution ein Pardon erhalten möchte, muss ich tatsächlich zuerst anerkennen, was ich falsch gemacht habe. Um den Weg der Barmherzigkeit – der *misericorde* – einschlagen zu können, braucht es ein Bewusstsein des Elends – der *misère*. Jesus nimmt die Ehebrecherin, die gesteinigt werden soll, in Schutz und sagt: Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein. Doch der auf diese Weise geretteten Frau sagt Jesus auch: Gehe – und sündige nicht mehr! Er sagt nicht, geh und mach, was du willst».

Wenn man sich das vor Augen hält, kann man leider nicht erwarten, dass das «Jahr der Barmherzigkeit» im alten Europa auf grossen Zuspruch stossen wird. Denn der von Gott emanzipierte Mensch von heute erlebt sich nicht als jemand, der moralisch in der Misere lebt. Was er tut, ist für ihn gut, auch wenn es gegen die Gebote Gottes ist. Und wo es keine Misere gibt, braucht es auch keine *Misericordia*.

Nichtsdestotrotz: Anerkennen wir unsere «Misère» und gehen wir im Heiligen «Jahr der Barmherzigkeit» durch die Heilige Pforte. Dann werden wir neu. Denn Gott ist tatsächlich barmherzig.

Der Islam und wir Christen



Prälät Dr. Martin Grichting
Generalvikar des Bistums Chur

Hunderte von Moslems, die in Köln und anderswo an Silvester über Frauen hergefallen sind; der sogenannte «Islamische Staat», der Mohammed wörtlich nimmt und Ungläubige versklavt oder tötet; Ausläufer dieser Koranauslegung in Frankreich, wo die Redaktionsmitglieder der Zeitschrift «*Charlie Hebdo*» und Konzertbesucher zu den Opfern gehörten. Was diese Ausbrüche pervertierter Religion für die katholische Kirche und die christlichen Gemeinschaften bedeuten, ist derzeit unklar.

Eine Lesart ist diejenige von «*Charlie Hebdo*». Zum Jahrestag des Anschlags auf die Pariser Redaktion hat das Magazin den (dreifaltigen) Gott auf das Titelblatt gehievt. Er ist blutverschmiert und trägt eine Kalaschnikow. Auch wenn viele das geschmacklos finden, so ist doch die Überzeugung weit verbreitet, alle Religionen seien verbrecherisch. Am besten würde man sie liquidieren. Seit der Aufklärung brauche man keine Religion mehr, egal welche.

Es ist deshalb gut möglich, dass auch wir Christen Schaden nehmen durch die Greuelthaten, die im Namen des Islam vollbracht werden.

Eine andere Lesart wäre die christliche: Es ginge darum, zu zeigen, dass sich eine freie, die Menschenrechte achtende Gesellschaft nur dort entwickeln konnte, wo das Christentum den Boden bereitet hat. Das liegt an Jesus Christus, der – anders als Mohammed – Gewaltlosigkeit sowie Feindesliebe predigte und keine Gewalt anwandte. Deshalb können sich Christen, die religiöse Gewalt anwenden, nicht auf Jesus Christus berufen. Im Gegensatz dazu können sich moslemische Gewalttäter auf Mohammed als Vorbild berufen. Es gibt noch einen anderen Unterschied. Christus hat gesagt: Gebt Gott, was Gott gehört, und dem Kaiser, was dem Kaiser gehört. Ein Staat, der säkular ist, also nicht religiöse Lehren zum für alle geltenden Gesetz erhebt, ist deshalb vom christlichen Glauben her möglich. Im Islam aber ist die Religion alles: Glaube und Gesetz für die staatliche sowie soziale Ordnung.

Man wird sehen, welcher Lesart die Menschen folgen werden. Die Angriffe auf unsere freie Gesellschaft können zu noch mehr Religionsfeindlichkeit führen oder zu einer Rückbesinnung auf den christlichen Glauben als Boden unserer freien Gesellschaft. Für letzteres sollten wir uns einsetzen.

Ökumene



Prälät Dr. Martin Grichting,
Generalvikar des Bistums Chur

Der Erfolg ist dem Präsidenten des Rats zur Förderung der Einheit der Christen, Kardinal Kurt Koch, zu gönnen: Nach langem Hin und Her trifft Papst Franziskus Kyrill I., den Patriarchen der Russisch-orthodoxen Kirche. Das Territorium ist diplomatisch geschickt gewählt. Kuba ist ein Land, das einerseits seit Jahrhunderten mit der katholischen Kirche verbunden ist, andererseits aber auch gute Beziehungen zu Russland pflegt.

Das historische Treffen ist ein Lichtblick im Bemühen der katholischen Kirche für die Einheit der Christen. Denn trotz unermüdlicher Anstrengungen ist in den letzten Jahrzehnten die Christenheit eher auseinandergedriftet als zusammengekommen. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion haben sich die nationalen orthodoxen Kirchen wieder ihren jeweiligen Staaten angenähert. Und die Welt der Anglikaner und Evangelischen bzw. Reformierten ist den westlichen Gesellschaften in die Säkularisierung gefolgt und hat viele Postulate übernommen, die mit dem Evangelium kaum in Übereinstimmung zu bringen sind.

Dazwischen steht die katholische Kirche. Sie hat immer gute Kontakte zum Staat gesucht, in welchem sie wirkt. Und sie hat sich auch auf die Gesellschaft eingelassen, in der sie präsent ist. Zugleich hat sie aber zu jedem Staat einen gesunden Abstand gehalten. Durch das Instrument der Verträge (Konkordate) hat sie das gemeinsame Bemühen betont, aber eben auch die Tatsache, dass Kirche und Staat nicht eins sind. Und an die kulturellen Gegebenheiten einer Gesellschaft hat die Kirche stets angeknüpft. Allerdings hiess für sie die Inkulturation nie, mit dem gesellschaftlichen *Mainstream* mitzuschwimmen. So ist die katholische Kirche weder Staatskirche geworden, noch inhaltlich verwässerte Zivilreligion.

Weil sie weder in der Nation noch in einer bestimmten Gesellschaftsform aufgegangen ist, konnte sie Weltkirche werden und bleiben, bis in die heutige Zeit der globalisierten Welt. Und man kann nur – auch ausserhalb der Gebetswoche für die Einheit der Christen – hoffen und dafür beten, dass durch das Treffen in Kuba die Einheit der Christen einen Schritt vorankommt. Denn unsere Welt braucht mehr denn je das vereinte Zeugnis der Christen.